

Georg Christoph Tobler, der Verfasser des pseudogoethischen Hymnus "Die Natur"

Autor(en): **Funck, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **44 (1924)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Georg Christoph Tobler, der Verfasser des pseudogoethischen Hymnus „Die Natur“.

Von Heinrich Funck.*)

Georg Christoph Tobler, Theolog, Philolog, Philosoph, Übersetzer und Dichter, wurde am 1. Januar 1757 als das erste Kind des Pfarrers Johannes Tobler und der Anna, geb. Wolfen im thurgauischen Ermatingen geboren. Johannes Tobler, ein mit alten und neueren Sprachen wohlvertrauter, geistreicher Mann und fruchtbarer theologischer Schriftsteller, war 1732 zu St. Margarethen im St. Galler Rheinland als Pfarrerssohn geboren und seit 1754 Pfarrer in Ermatingen, wurde 1768 Helfer am Fraumünster in Zürich, 1777 Archidiaconus und Chorherr am Grossmünster daselbst. In Ermatingen verdeutschte er Thomsons Gedichte, in Zürich gab er in späteren Jahren eigene Gedichte heraus, Zeitgedichte und Oden. Er war ein Freund Klopstocks, sein Sohn Christoph schon mit 15 Jahren (1772) Odendichter, ein Jünger Klopstocks — und Lavaters.

Es drückte Christoph sehr, daß er und sein Vater eigentlich nicht behaglich zusammen sein konnten. Um so inniger gestaltete sich das Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und seinem Lehrer Lavater, zu dessen Begnern der Vater zählte. Als sich Lavater einmal über den

*) Es folgt hier der ausführliche Aufsatz, dessen Erscheinen ich in meinem Artikel „Der Aufsatz Die Natur in Goethes Werken“ im Feuilleton der „Neuen Züricher Zeitung“ 1922 Nr. 915 angekündigt habe. Aus dem Manuskript dieses ausführlichen Aufsatzes wurde ein äußerst knapper Auszug unter dem Titel „Christoph Tobler als Verfasser des Aufsatzes Die Natur in Goethes Werken“ im Feuilleton der „Neuen Züricher Zeitung“ 1922 Nr. 1004 als Ergänzung des ersten Artikels dargeboten.

Vater bei dem Sohn beklagte, erwiderte ihm dieser: „An meinem Vater mag so was sein, wie Du sagst. Es ist offenbar Mangel an fester, männlicher Kraft, woher das kömmt, und was können wir da machen. Ich rechne das alles dem Schicksal an, das mir jetzt die nächste Idee ist. (Ich kann auch nicht leiden, daß man die von Philosophen mißbrauchte, allermenschlichste Idee so verschreit hat. Die Griechen haben sie auch durchweg.) Er ist, was er ist. Ich abstrahiere von vielem, um ihn ganz als Vater zu lieben. Sag' mir auch immer so reinweg, was Du an mir findest, Fatales, Unangenehmes, Schlimms. Ich verspreche Dir nicht, daß ich mich immer bessern will, aber daß mich nichts beleidigen wird.“¹⁾ Und als ein andermal Lavater den Sohn auf die guten Seiten des Vaters hinwies, entgegnete ihm der junge Freund: „Was, mein Vater mehr als Du und ich zusammen? Das kann sein, daß er einen gewissen Scharfblick des Menschenkenners hat, den Du nicht völlig auf die Art, ich überall nicht habe. Aber ist das denn etwas, daß man sagen müsse: Hier ist mehr? Wenn mein Vater 10000 mal mehr Genie, Feinheit hätte, als er hat, so ist er doch gewiß niederer als Du, und ich glaube, als ich, weil er doch nicht fest und klar denkt, nicht stark und groß handelt, nicht treu und warm liebt. Ist das nichts?“

Schon auf seiner Emser Badereise korrespondierte Lavater mit dem erst 17 jährigen jungen Freund in der Heimat, sprach er da und dort bedeutungsvoll von ihm, so auch zu der fürstlichen Familie in Offenbach, wohin Tobler zehn Jahre später als reformierter Prediger berufen wurde. Als 1775 der Schöpfer des Götz und des Werther bei Lavater im Waldries einsprach, befand sich der junge Tobler wohl unter dem „Völkchen Züricher“, mit dem Lavater seinen gefeierten Gast bekannt machte. Mit dem Vater Tobler suchte Goethe keine nähere Berührung. Im Jahre darauf brachte Lavater bei dem von Frankfurt nach Weimar übergesiedelten berühmten Dichter den jungen Tobler in Erinnerung, indem er den 9. August 1776 an Wieland schrieb: „Goethe — Aus bloßer Diskretion mag ich ihn nicht plagen.

¹⁾ Die in diesem Aufsatz auszugsweise mitgeteilten Briefe von Tobler an Lavater liegen in Lavaters handschriftlichem Nachlaß auf der Zentralbibliothek in Zürich. Von diesen Briefen sind diejenigen, welche Tobler in Weimar schrieb, im 16. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft „Goethe und Lavater“, 1901, S. 356 f. und 358 f. gedruckt.

Sehen Sie ihn aber, so sagen Sie ihm: Lavater dürstet nach einer Stunde Goethe-Bette. Lavater hat noch keine Seele gefunden, die ihn so versteht, wie Goethe. Pfenningers Gesundheit macht ihm Mühe, der junge Tobler viel Freude.“ Drei Jahre später weilte Goethe mit seinem Herzog in der Schweiz und schrieb aus Bern an Lavater: „Wann Du mir noch was zu sagen hast, so schick's an Toblern, den ich auffuchen werde.“ Tobler war seit kurzem auf Lavaters Empfehlung bei dem Bibliothekar Diodati in Genf angestellt, der von ihm „entzückt“ war. Lavater freute sich für Tobler, daß Goethe und Karl August sich länger, als sie vorhatten, in Genf aufhielten. Der junge Tobler hatte Nähe und Vertrauen zu Goethe; aber es wurde ihnen nicht wohl zusammen. Es war fatal, daß Tobler in Lavaters Auftrag dessen Offenbarung Johannis Goethe zu überreichen hatte, an der dem Weltkind Goethe nichts nahe war als Lavaters Handschrift. Aus Anlaß dieser Widmung schrieb Goethe, bevor er mit dem Herzog durch die Pforten von Zürich trabte und in der Reblaupe, Lavaters Amtswohnung am St. Peter, abstieg, an den Züricher Propheten: „Eins werden wir aber doch wohl tun, daß wir einander unsere Partikular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne; aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt' ich Dich im voraus um Geduld. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher, wenn ja was Göttliches dasein soll, als die sieben Bischöffe, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.“

Bevor der junge Tobler bei Diodati als dessen „Geheime Hofrat“ eintrat, war er nahezu drei Jahre lang in Basel als Hauslehrer in der mit Isaak Iselin verschwägerten Familie Burckhardt-Forcart tätig gewesen. Aus Basel hatte er an Lavater u. a. geschrieben: Den 26. Oktober 1776: „In dieser stillen Nachtstunde, wo meine Brust sich nach der Umarmung eines Freundes sehnt und ach! in ihrer Abgeschiedenheit nur Schatten findet, einige Zeilen an Dich! Nimm sie an in Liebe und denk' einen Augenblick an mich! S'ist alles, was ich begehre. Keine Antwort, als wann Du der Zeit hast und der Geist der Liebe Dich heißt, an einen schwachen in Dämmerung wandelnden

Bruder zu schreiben. Ich schreibe Dir gern so dann und wann ein Blättchen, nicht daß ich Dir nicht aus dem Sinne komme, nur Dir ein paar Worte aus meiner Seele dumpf in Deine läuten zu lassen.“ Den 1. April 1777: „Glaub’, ich hab’ Dir noch nie gesagt, was meine Frau hier für ein erzellentes Weib ist. Sie ist das beste, das ich funden hab’ hier, und mag wohl die einzige Baslerin von der Sorte sein. Ich bin ihr sehr zugetan, und ich glaube, ich bin ihr nicht ganz unrecht. Nachts, wenn der Mann wieder im Comptoir stickt, bleibe ich noch eine Stunde bei ihr, schwaze, lese, und mir wird ganz wohl. Mich kostet’s oft Mühe, in all der höflich kalten Entfernung von ihr zu bleiben, und doch muß es sein.“ Im Mai 1778: „Ein wahres Morgen- und Abendlied zu dichten, ha! wer’s könnte und täte! Es ist noch keines in allen Dichtern, noch keines ganz gewebt aus tiefer allermenschlichsten Empfindung ohne eine Zeile konventioneller Poesie, zu singen in allen Sprachen und Zungen! Goethe kann’s vielleicht. Ach, daß ihm die Menschheit beim Grauen der Morgenröte ans Herz träte, fodert und er es säng’! Der Anklang dazu in dem ewig herrlichen Wächtermorgenruf: Der neue Tag an Himmel bricht, der neue Tag, der nie verlag. Der Zug ist mehr wert als alles, was unterm Himmel gedichtet worden ist. O! ich erinnere mich noch, wie er mich durchdrang, als ich ihn nach einer verliebt durchwandelten Mondnacht nahe bei S. in einem Dorfe singen hörte. Darüber geht nichts.“

Als Lavaterjünger und Verehrer des Götz- und Wertherdichters brachte der junge Tobler aus Zürich, der Stadt der Propheten, nach Basel, das keine Prophetenstadt war, die Stimmung von Sturm und Drang, die Richtung auf Unmittelbarkeit, Herzlichkeit, Gefühligkeit, mit zum Mißvergnügen Isaak Iselins, des Repräsentanten der ältern Aufklärergeneration. „Tobler ist ein ausnehmender Kopf, ein Genie, das sich besonders auszeichnet,“ äußerte Iselin wenige Wochen nach Toblers Ankunft in Basel, „aber ich kann mich nicht in die neue Philosophie dieses Genies finden, an deren Spitze Goethe steht. Mich deucht, es sei da etwas außer den Schranken der Ordnung, und ein besonderer Schwindelgeist treibe eine Menge Köpfe herum. Auch unser Lavater ist hierin nicht ganz frei und auch nicht mein Freund Schloffer. Ich weiß nicht, was ich mit der Empfindsamkeit machen soll, die der Abgott dieser Leute ist. Ich verehere die Empfindsamkeit;

aber ich möchte doch meine gesunde Vernunft dabei behalten.“ (Paul Wernle, Bernhard Huber, Sonderdruck aus dem XX. Band der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, S. 15).

Im Spätjahr 1780 trat der 23jährige Christoph Tobler in die Dienste der geist- und schönheitreichen Frau von Branconi, die mit ihrem mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig erzeugten Sohn Graf v. Forstenburg und mit dessen Erzieher Hofrat Karl Matthaei in den ersten 1780er Jahren in Straßburg wohnte. Als Goethe in seinem 30. Lebensjahr die gar liebliche Branconi in Lausanne sah und sprach, kam sie ihm so schön und angenehm vor, daß er sich etlichemal in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. An Lavater schrieb Goethe nach seinem Besuch bei dieser Sirene: „Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthaeis Platz bin; denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen.“ Der junge Tobler schrieb den 8. Dezember 80 aus Straßburg an Lavater: „Die Branconi und ich sind sehr vertraulich-innig zusammen“, Graf Forstenburg am 22. Februar 81 an den Züricher Gottesmann: „Herr Tobler macht uns recht gute Stunden.“ Am 31. März 81 wanderte Tobler mit seinem Ränzchen auf dem Rücken zum Stadttor hinaus. Ulrich Hegner von Winterthur, der in jener Zeit in Straßburg Medizin studierte, dem Tobler sehr geneigt war, schreibt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, die sich in seinem Nachlaß auf der Winterthurer Stadtbibliothek befinden, im Abschnitt „Meine Freunde“, der im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1888 abgedruckt ist: „Georg Christoph Tobler war auch eine frühere Bekanntschaft, die ich in den 1780er Jahren in Straßburg machte, wo er eine Zeitlang bei Frau von Branconi lebte und daselbst den Sophokles übersetzte und mir stückweise vorlas. Er war wie alle, die um sie waren, in die Branconi verliebt und mußte ihr manchmal, auf ihrem Bette sitzend, vorlesen. Das machte ihn beinahe toll, und an einem schönen Morgen verließ er der Branconi Haus, ohne Abschied zu nehmen, so daß ein paar Tage nachher Matthaei, der Hofmeister des jungen Grafen, sich ängstlich bei mir erkundigte, ob ich nichts von dem guten Freund wisse. Er war schnurstracks nach Weimar gegangen, um sich bei Goethe zu erholen. Damals war er ein origineller, kraftreicher, lebenswürdiger Junge.“

Auf seiner Wanderung stieß der junge Tobler in Münden auf den Göttinger Studenten der Theologie Johann Georg Müller von Schaffhausen, der den jungen Mann von feinem Gesicht und schönen blauen Augen, aber mit einem gewissen Toblerszug im Munde, oft in Zürich bei Häfeli und Stolz gesehen hatte. Herzlich froh, einmal wieder jemand aus Zürich zu sehen, bot ihm Müller Herberge bei sich in Göttingen an. Tobler blieb neun Tage bei ihm.²⁾ Nach einigen Tagen sagte Müller zu ihm: „Lieber Tobler, wir sind nun schon fünf Tage bei einander und haben noch nie ein Wort von dem gesprochen, was uns beide als Lehrer der Religion und als Freunde gleich interessieren muß, vom Christentum.“ „Ich spreche nicht gern viel davon“, war des Gastes Antwort. „Warum denn nicht?“ „Nun ging ein Diskurs an“, meldet Müllers Tagebuch von Donnerstag den 26. April 1781, „bei dem ich immer die Partei des Christentums hielt, aber oft Sachen hören mußte, die ich nicht erwartet hätte, nicht widerlegen konnte. Seit diesem Diskurs bin ich weder Christ, noch ganz Freidenker, ein wankendes Rohr, oft schrecklich unruhig und voll grauender Aussichten in die Zukunft. Ich hatte aber besonders nachts auf dem Wall, da wir allein spazierten, solche wahre menschliche Empfindungen von meinem Leben und wie wichtig und ungewiß mein Zustand nach dem Tode sein werde, wie ich schwerlich jemals gehabt. Ich fahre dahin im Hauch der ewigen Gottheit, der Natur, des Alls, oder wie das unendliche, große, unbekante Wesen heißt, das alles ist. Ich ringe nach Demut und Geduld, unter dieser Wolke zu harren, einig mit mir zu sein und auf den großen Lehrer, den Tod, zu warten. Sätze unseres Diskurses waren: es sei eine gefährliche Sache, ein Christ zu werden; man riskiere dabei viel von zeitlichen Freuden, die auf ewig verloren sind, wenn jene Welt nicht so ist, wie das Christentum verheißt. Ist einer aber nur im Frieden mit sich selbst und der Natur, so kann er nicht unglücklich werden usw.“

In seiner 1786 geschriebenen, 1799 verbesserten und vermehrten Selbstbiographie spricht sich Müller über seine Religionsgespräche mit Tobler im April 1781 folgendermaßen aus: „Nun rückte Tobler mit

²⁾ Was hier der Selbstbiographie und dem Tagebuch J. G. Müllers, die in dessen handschriftlichem Nachlaß auf der Ministerialbibliothek zu Schaffhausen aufbewahrt werden, entnommen wird, ist in Johann Georg Müllers Lebensbild von Karl Stöckar, 1886, gedruckt.

einigen leichten Zweifeln gegen das Christentum hervor, die mich zwar frappierten, aber die ich ganz leicht widerlegen zu können glaubte. Er aber widerlegte mich. Ich berief mich auf mein Herz und eigene Erfahrung; er wußte mir aber auch dieses so leicht und natürlich zu erklären, daß ich über diesem Öffnen meiner Augen nicht wußte, wie mir geschah. Das lebhafteste Gespräch fing sich an und dauerte die vier folgenden Tage seines Aufenthaltes fort. Die Sache, die von frühester Jugend an mein Herz so sehr interessierte, wurde mein einziger Gedanke und der Gegenstand aller unserer Unterhaltungen. Ich mußte mich von einem Posten meines Religionsystems auf den andern zurückziehen, weil sie alle so schlecht verteidigt waren. Spät in einer Nacht gingen wir miteinander über den Wall und sprachen von der Unsterblichkeit der Seele. Oft hatte ich auf diesem Spaziergang mit Hurter über die Zukunft gesprochen und Hoffnungen und Aussichten in mir entwickelt, denen mein Herz entgegenschlug. Auch diese stürzte er um, zwar nicht positiv verneinend, aber so zweifelnd, daß es im Grunde ebensoviel war. Ich will diese Nacht nie vergessen, die ganze Schrecklichkeit der Vernichtung stand vor mir; ich schlug auf meine Brust, die gleichsam kochte; er aber blieb ganz ruhig. Es war ein Kampf in mir zwischen Herz und Vernunft, dergleichen ich noch nie erlebt hatte.“

Auch der nächste Abschnitt in Müllers Selbstbiographie bezieht sich auf sein neuntägiges Zusammenleben mit Tobler in Göttingen im April 1781. Er schreibt hier: „Es war ein herrlicher Frühling nach einem gräßlichen Winter“ — vom November 1780 bis in den Februar 1781 hatte es unaufhörlich geregnet — „Alles erwachte ins schönste Leben, und auch in meiner Seele ging eine Erneuerung vor, deren Wollust nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Die Bande meines Geistes fielen; mutig überwand ich die eitle Furcht, die mich vor weitem Fortschritten zurückgeschreckt hatte; ich sah mich in freier, weiter Ebene als Sohn der Natur und einen langen Weg zu schönem Ziele zu durchlaufen vor mir. Tobler hatte so viel edeln Sinn, ein so frohes geistiges Mitgefühl mit der Natur, daß mich auch das für seine Lehre ganz gewann. Wie betete ich in meiner Seele die große gütige Mutter, die unbekannte Gottheit, mit innigster Empfindung an, obgleich sie mir viel zu groß schien, um auf die Sehnsucht meines kleinen, im Weltall verlorenen Herzens merken zu wollen.“

Ich fühlte mich doch einmal wieder dabei frei, fühlte, daß ich, zu Licht und Heiterkeit geschaffen, ein froher, glücklicher Jüngling sein konnte, und mehr als Jüngling wollte ich nicht sein, vielmehr ein Kind, das gehorsam, glaubend und liebend am Busen seiner Mutter liegt. Wir sahen einen leichten Schmetterling bei uns vorbeifliegen. Du guter Schmetterling, sagte Tobler, dies ist dein einziger Frühling! So ein schönes, rührendes Gefühl für die Natur besaß dieser geistige, edle Jüngling.“

Aus diesen interessanten Berichten Müllers erhellt, daß das, was der junge Tobler vor seinem Eintritt in Weimar ihm in Göttingen als seine Lehre verkündete, eine Art von Pantheismus war.

Als Müllers Gewissensrat Johann Kaspar Häfeli in Zürich von ihm einen Bericht über Toblers Besuch bei ihm in Göttingen empfing, antwortete er dem Göttinger Studenten: „Deine Nachricht von Toblers Besuch in Göttingen hat mich so sehr überrascht, wie der Besuch Dich selbst. Er ist ein herrlicher Junge: aber — er reitet hin und reitet her, kann keine Ruh erreichen.“ (Eduard Haug, Aus dem Lavaterschen Kreise II, 1897,74).

Dienstag den 1. Mai 1781 schrieb in Weimar Goethe an Frau von Stein: „Ein erwarteter Fremder, Tobler von Zürich, ist da, den ich bewirten muß.“ Den 7. Mai schreibt er an Lavater: „Tobler ist gar lieb; ich kann offen gegen ihn sein. Knebel hat ihm Quartier gegeben. Er erinnert mich in Momenten recht lebhaft an Dich, besonders wenn er munter und scherzhaft wird.“ Donnerstag den 10. Mai schrieb Tobler an Lavater: „Liebster! Ich komme von der Herzogin Luise. Knebel hat mich hingeführt. Allein zu gehen hätte sich nicht geschickt. Sie hat Dir herzlich gut nachgefragt. Der Herzog ist auf Dessau und Leipzig, die Herzogin aufs Land. Sie ist mir doch von allen Weibern hier, die freilich eine eigene Welt ausmachen, die respektabelste. Die angenehmste, umgänglichste ist die Frau von Stein. Aber ich kann so wenig zu einem hohen, reinen Grade von Achtung für sie kommen als zu einem hohen Grade von Zärtlichkeit gegen Goethe, der mir sonst weit, unverdient weit artiger, freundlicher, undrückender begegnet, als ich vermutet hätte. Ich habe ein paarmal allein mit ihm zu Mittag gegessen, und von seinen Sachen gibt er mir viel zu lesen und will auch mein Übersetzungswesen sehen. Goethe hat mich gestern abends noch in die Schule genommen, daß ich nicht

zu viel aus ihrem Weimarwesen zc. plaudern soll.“ Lavater antwortete sowohl Goethe als Tobler am 19. Mai; beide Antwortschreiben fehlen. Vorhanden aber ist das Schreiben, welches Lavater an ebendenselben Tage an den Herzog von Weimar richtete. Darin findet sich die Bitte: „Lassen Sie, Edler, Guter, den jungen lieben Tobler-Sophokles sich bisweilen ein paar Minuten nahe sein“ und der Ausruf: „O könnt ich mich in Toblers Schema hineinglauben und einmal in Euern Kreisen stehen, Ihr großen Einzigen!“ Der Züricher Prophet freute sich, daß Tobler mit seinem Glaubensbekenntnis, Naturbekenntnis bei Goethe und Karl August Wohlgefallen finden werde. Andererseits bedauerte er, daß ihn von Tobler sowohl als von Weimars großen Einzigen eine Kluft bereits trennte.

Am 23. Mai trat Tobler von Weimar aus eine Reise an, von der er Mitte Juli wiederkehrte. Während seiner Abwesenheit schrieb Goethe an Lavater: „Tobler wird Dir geschrieben haben, seitdem er weg ist; wir haben ihn gar lieb gewonnen, und es ist ihm bei uns so wohl als unter seinen Umständen möglich geworden. Frau Herder schrieb in einer Nachschrift zu ihres Mannes Brief an Müller vom 3. Pfingsttag (5. Juni) 1781, die Gelzer in seinen Protestantischen Monatsblättern 14, 1859, 92 aus den ihm anvertrauten hinterlassenen Papieren J. G. Müllers veröffentlichte, über Tobler: „Bei all seinem Verstand, seiner Artigkeit, Bescheidenheit, hübscher Art zu sprechen, zu erzählen, zu urteilen, hab' weder ich noch mein Mann einen Herzenszug zu ihm verspürt. Er war etlichemal bei uns, hat mit uns gegessen; aber unser Herz blieb kalt. Er hat bei Herrn von Knebel logiert, wurde in demselben Zirkel (Goethe und die fürstlichen Personen dazu gerechnet) sehr geehrt, geliebt und als der philosophischste, gelehrteste, geliebteste Mensch erhoben, kurz, sie sprechen von ihm als von einem Menschen höherer Art. Er war 14 Tage hier, hat Griechisch übersetzt und Gedichte dagelassen, die sehr hoch gehalten werden; wir haben sie nicht gesehen.“ Diese bedeutsame Brieffstelle zeigt, wie viel der junge Tobler in dem „neuen Bethlehem“ schon sehr bald als Philosoph, Philolog, Mensch und Dichter galt.³⁾

³⁾ Die obige Brieffstelle wurde von Karl Stofar in seinem Buch „Johann Georg Müller“, 1885, S. 365 fehlerhaft und unvollständig mitgeteilt. Auf Stofars Mitteilung beruht das Zitat der Stelle in Ludwig

Zu obigem Brief, den Müller mit andern Briefen von Herder und dessen Gattin an ihn an Häfeli schickte, bemerkte dieser: „Toblers hoher Stolz ist gewiß Ursache, daß sie keinen Herzenszug zu ihm gespürt haben.“ (Eduard Haug a. a. O. 78).

Am 15. Juli hatte Goethe den jungen Tobler wieder zu Tisch; abends brachte er ihn in die Gesellschaft bei Frau von Stein mit. Zwischen Herder und Tobler konnte bei dem damaligen gespannten Verhältnis Herders und Lavaters keine Vertraulichkeit sein. Auch Goethe stand in jener Zeit mit Herder schlecht. Und Baron Knebel war Herdern sehr feind, weil Herder — „ihm die Wahrheit gesagt.“ Tobler schrieb an seinem zweiten Weimarer Tag an den Herderianer Müller: „So weiß ich nicht, wie's mit Herder gehen wird. Die Gelehrten leben auch hier ohne Nähe und Vertraulichkeit, und so kann's mich ihm leicht ferne bringen, das mir wehe tut, weil ich von ihm zu lernen gewünscht hätte.“ Wie in Weimar Toblers Verkehr mit Herder sich gestaltete, geht aus Folgendem hervor: Zu dem bei Herder auf Besuch weilenden Müller sagte Tobler im Oktober 1781 selber: Er müsse es bekennen, er sei etwas impertinent gewesen. Diesem Geständnis Toblers fügt Müller, es Häfeli übermittelnd, hinzu: „Zwei- bis dreimal sah er Herdern und war kaum eine Viertelstunde da, so griff er wieder nach dem Hut. Seine Blicke waren hämisch. Herder merkte es wohl und lachte. Seit einem Vierteljahr war er nicht mehr im Haus“. (Eduard Haug a. a. O. S. 82).

Knebel schrieb an Freund Lavater⁴⁾: Den 11. Mai 81: „Es tut mir wohl, Ihren Tobler hier und bei mir zu haben. Er erneuert mir Ihr Bild unter allen am lebhaftesten. Ich liebe ihn gar sehr, den sanften, guten, bescheidenen Menschen.“ Den 10. Juni: „Tobler hat, seitdem er von hier abgereist, nichts von sich hören lassen. Dies war den 23. Mai, und er wollte über Halle und Magdeburg. Es ist

Hirzels Abhandlung „Goethes Beziehungen zu Zürich“ im Neujahrsblatt der Züricher Stadtbibliothek 1888, S. 33, auf Hirzels Zitat die Anführung der Stelle von Rudolf Steiner, Max Morris, Hermann Schneider und Paul Wernle. — Herders und seiner Gattin Briefe an J. G. Müller liegen nicht mehr in Müllers Nachlaß in Schaffhausen; die Preussische Staatsbibliothek in Berlin besitzt sie jetzt.

⁴⁾ Die Briefe von Knebel an Lavater, die hier herangezogen werden, liegen in Lavaters handschriftlichem Nachlaß in Zürich und wurden sämtlich noch nicht herausgegeben.

die beste, reinste Seele, die ich nur weiß. Rein, wie die Bäche, die von den Schneealpen fließen. In unsern sumpfigen, sandichten, leimernen Gegenden gibt's keine solche." Den 26. Juni: „Tobler hat mir von Barby aus geschrieben. Da der Brief neun Tage nachher kam, konnt' ich ihm nicht mehr antworten. Doch hör' ich, daß er in Leipzig gewesen.“ Den 3. August: „Tobler ist noch hier und bei mir. Ich lasse den Guten nicht gern weg. Er tut mir wohl, und seine stille Gegenwart stärkt mich. Wir denken zusammen nach Nürnberg zu gehen, wann erst die Herzogin niedergekommen sein wird. Dann will ich ihn zu Ihnen schicken, wann ihn Straßburg nicht zu lange anzieht. Ihre Briefe sind beinahe ein allgemeines Handbuch hier geworden. Tobler ist fleißig am Euripides.“ Den 10. September: „Unsre Herzogin ist diesen Nachmittag niedergekommen, hat aber eine tote Prinzess zur Welt gebracht. Seien Sie nicht ungehalten, Lieber, als wenn ich etwa Toblern aufhielte! Aber ich habe ihn noch nötig. Sie müssen mir ihn noch etwas lassen! Ich versprech' es Ihnen, wir wollen nicht schlechter bei einander werden. Ihm schadet auch sein Hiersein nichts. Er bekommt mehr Erfahrung, und seine zarte, weiche Konstitution ist ohnehin für zu vielem Aufladen zu bewahren. Goethe grüßt von diesem Abend, und alles grüßt. Wie freuen wir uns auf Ihren Pontius Pilatus!“ Tobler selbst schrieb am 30. August und im September 81 an Lavater: „Es ist gut, daß die Schröter ziemlich gehalten und widerstehend ist, sonst hätte ich mich hier für einen kurzen Aufenthalt ein bißchen zu viel angehängt. Ich wollte es nicht ernstlich nehmen; aber ich erfuhr, daß alle Töne zusammenhängen. Sie ist etwas kalt, aber wahr, froh, wohltuend. An die Geschichten mit der Branconi denk' ich so wenig wie möglich. Leidenschaft kann schrecklich weit führen. Und ich bin froh, daß ich abgeschnitten bin; glaube übrigens an mein gutes Verhängnis, das mir Gefährliches decken wird; wie ich doch im ganzen mir keine Schlechtigkeit gegen sie vorzuwerfen habe. Goethes Tasso ist herrlich, in ganz anderer Manier als die bisherigen Stücke, am meisten der Iphigenie ähnlich, noch mehr betrachtend und gesprächartig. Vorgestern war sein Geburtstag. Die alte Herzogin, für deren Protegé ich gelte, gab ihm eine fête und Walddrama. Schröterin agierte. Es tat mir weh, sie auf dem Theater zu sehen; aber morgens drauf machte sie mich's wieder vergessen. Sie spielt mir oft die Lieder von Rousseau voll Einfalt und Natur. Es

ist eben kein Wunder, daß sie nicht mehr Lust gehabt, sich an mich zu hängen. Wer mag sich an einen Reisenden attachieren? Die Weiber sind klüger als wir. Und denn hat sie der verzweifelte Goethe gar zu gut verwahret, indem er ihre Kunsttalente beständig in Atem hält und all seinen Witz braucht, ihre Munterkeit zu nähren. Lieber, verzeihe mein Schweigen. Ich bin, wie mich deucht, immer der alte, das heißt arm und schwach genug und doch meistens leicht und froh und unaussprechlich glücklich, wenn ich lieben kann. Wenn werd' ich bei Dir sein? O Du Unaussprechlicher, Guter, nimm mich wieder als Dein Kind an und helf' mir aus Lebensverwirrungen mit Rat und Liebe. Tempus dabit, sage ich Dir nach." In diesem Briefe, den Lavater am 22. September erhielt, schrieb Tobler nach der unglücklichen Geburt der Prinzessin noch folgendes: „Und nun ist all das Erwarten hier abermal getäuscht — Knebel wird's gesagt haben — und Goethes Stück mit in der Geburt erstickt, das mich in der Tat fast mehr reut als die Prinzessin, die ohnedies ein Prinzessinnenlos würde gehabt haben. Es ist mir immer, dergleichen Fakta sollten uns das Rätsel der Natur nahe bringen; aber ich kann's doch nicht erraten. Nur sieht man, daß sie andere Regeln hat als wir.“ — Zwischen philosophieren und verliebt sein, dichten und übersetzen war auch in Weimar, wie bisher, das Leben des jungen Tobler geteilt.

Am 2. November verließ Tobler mit Knebel, der dem Hof sich entfremdet fühlte, Weimar. Goethe sah anscheinend zuletzt gern den Tobler scheiden. Er schrieb den 14. November an Lavater: „Knebel ist hier weg und wird sich diesen Winter bei den Seinigen aufhalten. Er ist die Ursache, daß Tobler so lange gezögert hat. Dieser wird nun bei Dir angelangt sein und Dir mehr von uns erzählen können und mögen, als ich in vielen Briefen nicht tun dürfte. Ich wünsche, daß es ihm bei Euch wohl gehen möge, welches, da er durch den Genuß der weitem Welt ziemlich verwöhnt sein mag, vielleicht im Anfange schwerer halten wird.“ Nach seiner Heimkehr, die am 22. November erfolgte, schrieb Tobler an Knebel⁵⁾: „Ich hab' unterwegs — und sag' es Ihnen ohne Schmeichelei — verschiedene Male

⁵⁾ Die im Folgenden angeführten Briefe von Tobler und der im Folgenden angeführte Brief der Frau Drelli an Knebel wurden aus Knebels Nachlaß von Dünzger „Zur deutschen Literatur und Geschichte“, 1, 1858, herausgegeben.

geföhlt, wie ich dem Schicksal Dank schuldig, daß es mich ein Jahr lang so im Freien hat laufen, fliegen und schleichen lassen, und daß es mir bei Ihnen eine so gute Stätte bereitet hat. Ich glaube noch immer, es hat mir auch fürs Künftige nicht übel, sowie in der Gegenwart gewiß wohl getan, obschon Goethe sagt in einem Brief an Lavater, ich wäre wahrscheinlich durchs Deutschlandreisen etwas für Zürich verwöhnt worden. Welches ich in mancher Absicht wohl fühle, aber mir's angelegen lassen sein will, mich in das Ihige zu fügen. In unserm Hause hab' ich alles etwas besser, artiger gefunden wie sonst. Grüßen Sie Ihre edle, stille Schwester von mir so warm, als sie's erlaubt." Knebel erwiderte: „Mit rechter Herzensfreude, Du Lieber, Guter, hab' ich Deine Zeilen erhalten. Daß Ihr alles wohl angetroffen, freut mich gar sehr. Arbeitet nun brav, aber nicht zu viel! Legt Euch weniger aufs Spekulieren! Es möchte Euch zu keinen guten Häusern, wie man sagt, führen. Genießt das, was Ihr habt und was um Euch ist, und bereitet Euch, als wenn Ihr alle Tage wieder aus Zürich ziehen müßtet. Ich glaube nicht, daß Ihr ewig da bleiben werdet. Von Goethe und der Stein hab' ich recht wackere Zeilen kürzlich erhalten. Er schreibt mir, daß in Weimar das Bild der Ewigkeit wäre; denn es wäre immer dasselbe und kehrte auf dasselbe zurück. Adieu nun, Lieber! Grüßt den Unererschöpflichen an Geist und Herzen, grüßt Lavater tausendmal.“⁶⁾

Fast sechs Jahre lang war der junge Tobler von Zürich abwesend gewesen. Auch hier hatte er seine Flamme. Er schrieb den 8. Dezember 81 an Knebel: „Bei die Drells — Knebel hatte ihnen den 12. Juli 1780 Goethes Iphigenie vorgelesen — „geh' ich alle Wochen einmal. Es läßt sich nicht leicht in Worte bringen, was mich hinzieht und weghält. Der Mann ist brav und wacker, aber möchte sich um seiner Frau willen ein wenig zu viel lieben lassen. Sie ist unendlich sanft und treu; aber ich kann doch vieles nicht ungeniert mittheilen.“ Am 5. Januar 82: „Die Drell ist unaussprechlich artig, brav, lieb und ihr Mann herzogut. Es ist ein Wesen von unendlicher Lieblichkeit und Innigkeit, und wir dürfen uns sehr lieb haben, ohne daß ihr Mann eine Anwandlung von Jalousie spürt. Das hält mich auch hier; sonst wären schon wieder Reiseprojekte aufs Frühjahr in mir

⁶⁾ Dieser ungedruckte Brief von Knebel an Tobler v. 29. Nov. 1781 findet sich in Lavaters brieflichem Nachlaß unter Toblers Briefen.

erwacht.“ Im Februar 82: „So still ich bin, gibt sich die Stadt die Mühe, mir Braut, Amt und alles auszusuchen. Was mich aber am meisten verdrießt, ist, daß ich durch sie gebunden werde, meine Freundinnen zu sehen; dafür tröste ich mich mit Arbeiten und Laufen. Meine liebe Drell ist immer der gleiche innige, reine Engel; ich sehe sie aber nur sparsam.“

Frau Drelli schrieb den 29. März 82 an Knebel: „Erraten Sie, wer sich die Freiheit nimmt und sich Ihnen naht? Eine, die Ihnen Dank sagt, eine, die mit Empfindung an Sie denkt, für das Gedicht Ihnen dankt und jenen Abend, den Sie uns und Lavater und Toblers Papa und Pfenninger die Iphigenie lasen, mit Empfindung zurückruft! Tobler, dem lieben, dank ich's, daß er mich Ihnen wieder genannt hat. Er ist uns nahe und ferne, nahe im Herzen und ferne im Umgang, das unsere Lage will. Er tut mir als Freund ganz wohl, nur wehe, daß ich ihm nicht mehr, nicht alles sein kann, was er bedarf und was ich ihm zu sein wünschte.“ Tobler schreibt weiterhin an Knebel: Den 24. Mai 82: „Lavater ist unschuldigerweise mit daran schuld, daß es so schwer für mich ist, in einem Menschenherzen in seinem Kreise der erste zu werden. Die Magie in seinem Wesen zieht immer die feinsten, tiefsten Züge der Herzen auf ihn, und ich mag doch nicht immer nur nachlieben und nachgeliebt sein.“ Den 6. August 82: „Meine Drell ist immer zärtlich liebend, und ihre Liebe tut mir wohl, ohne mich anzugreifen. Die Frau Schultheß ist mir gut, und ich bringe dann und wann ein paar Stunden mit ihr zu. Sie kennen das hohe, stolze und doch vieler Güte volle Wesen? Wenn ich eine Freundin meines Alters nach ihrem Bilde hätte, und eine solche könnte mich recht lieben, so würde es mich erheben. Bei dieser beschränke ich mich darauf, sie zu ehren, ratzufragen, Gedanken mitzuteilen, und dies läßt sie sich so gefallen. Dann hab' ich noch einen sonderbaren Umgang mit einem Weibe, in die ich verliebt war, bis ich sie näher hatte, und was ist so ziemlich vergangen ist. Dies wechselt nun so ab, es erquickt einen doch dann und wann ein Stündchen, und da ich nicht bestimmt scheine, etwas ganz und eigen zu besitzen, wenigstens so bald nicht, so ist's mir nötig für mein Herz, doch auch etwas zu haben, und das gibt mir das Schicksal, obschon sparsam und eingeschränkt. Sie fragen mich nach Frau von Branconi. Sie schreibt mir zuweilen und ich ihr. Sie ist immer die gleiche,

gewiß in ihrer Art einzige, große, gütige, liebliche, geistvolle Frau und wird, solange ich lebe, eine Art Vergötterung in meinem Herzen erfahren. Sie hat mich jüngst wieder zu sich eingeladen, und in einem Monat hoffe ich sie wiederzusehen.“ Den 26. März 83: „Ja, Lieber, letzten Sommer war ich in Straßburg, aber nicht lange, wie ich's hätte sollen. Die Nähe der sonderbaren Frau oder die feuchte Herbstluft hing mir das Fieber an, da ich mich eben recht anschickte, mir's dabei recht wohl werden zu lassen. Ich eilte also heim.“

In Weimar hatte Tobler Gedichte zurückgelassen, die dort sehr hoch gehalten wurden. Auch hatte er dort den Ion des Euripides und auf Goethes Veranlassung Aeschylus' Perser übersetzt. Wohlgeratene Übersetzungen aus den Alten, wie sie Tobler darbot, standen damals noch wie Originalpoesie im Preise. Nach seiner Heimkehr nahm sein literarisches Arbeiten in der nächsten Zeit folgenden Fortgang: Er schreibt an Knebel: Den 5. Januar 82: „Ich habe Knittelverse an Weihnacht gemacht, sind zu arg, als daß ich sie hier zeigen dürfte, will sie Ihnen also nächstens schicken. Sie können aber niemand gefallen, weil ich auf allen Seiten gegeben habe. Die Argonauten habe ich fertig.“ Im Februar 82: „Den ganzen Jenner durch war meine einzige anhaltende Arbeit, den Aeschylus zu fertigen, dessen vier übrigen Stücke“ — den gefesselten Prometheus, die Sieben gegen Theben, die Dreisteia, die Schutzfliehenden — „ich Lust hätte, nach Weimar an den Herzog zu schicken, um ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen, wenn ich nicht besorgte, es möchte als neues Ansucheln angesehen werden, das ich nicht mag. Und nun hab' ich eine Ausruharbeit vorgenommen, das ist die Anthologie, und davon leg' ich Ihnen ein Pröbchen bei. Das wäre etwas Scharmanten für Sie. Mit Ihrem Geschmack, Fleiß, Niedlichkeit müßte es Ihnen herrlich gelingen. Ion ist noch nicht ganz kopiert. Ich lege Ihnen den Aeschylus bei, den Orpheus“ — die orphischen Argonauten — „und alle meine Schreibereien, die Sie sehen wollen. Drucken lassen werde ich nichts, bis mich das Bedürfnis drückt, und das ist jetzt nicht der Fall“ — seine Übersetzung des Sophokles war im vorigen Jahr erschienen. „Aber in den Griechen arbeiten ist für einmal noch meine Lust. Es wär' auch kein Wunder, wenn man lieber mit ihnen als mit den Zürchern lebt; denn daß ich auf meine Stadt komme, so ist die Philisterei hier sehr zu Hause und hat wie überall den eigentlichen Segen zur Gesell-

schaft, so oft man auf sie flucht.“ Den 3. April 82: „Hier, mein lieber Herr von Knebel, schicke ich Ihnen endlich meinen Ion. Mög' er Ihnen wieder gefallen, und mögen Sie besonders glauben, daß mein Herz noch so warm ist, wie da ich von Ihnen schied. Und die übrigen Stücke des Äschylus? Hatte ich Tor, ehe ich Ihre Antwort empfing, an Goethe geschickt nebst einigen Säckelchen für die Herzogin. Finden Sie dies lächerlich, wenn Sie wollen. Aber mich verdrießt's ist wirklich. Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke einkam, da noch andere Sachen von hier auf Weimar abgingen.“ Damit ist zusammengehalten Goethe an Frau von Stein 17. März 82: „Tobler hat noch drei Stücke des Äschylus geschickt und ein Paketchen aus der Griechischen Anthologie für Dich, die Werthern und die Kleine.“ Und Herzogin Amalie an Knebel 23. März 82: „Tobler hat mir auch geschrieben und hat mir einige artige Sachen geschickt. Das eine, Der befreite Prometheus, kommt in den Merkur“; er steht dort im Aprilheft 1782. Daß Goethe zu den Persern, zu welchem Stück er eine große Vorliebe hatte, nur „noch 3 Stücke des Äschylus“, nicht die 4 übrigen Stücke von Tobler erhielt, findet wohl darin seine Erklärung, daß Tobler der Sendung seines Originalwerkes „Der befreite Prometheus“ an die Herzogin Amalie seine Übersetzung des gefesselten Prometheus beilegte, an Goethe die Sieben gegen Theben, die Dreisteia und die Schutzfliehenden sandte.

In Johann Konrad Pfenningers „Sammlungen zu einem Christlichen Magazin“ (3, 2, 121/158) erschienen „Rhapsodien über Pontius Pilatus im April 1782 von Chr. Tobler“, die im Stil von Lavaters am 16. März 1782 herausgekommenem Pontius Pilatus teils in Prosa teils in Hexametern geschrieben sind. Den 25. Mai 82 schrieb Tobler an Knebel: „Ich kam gestern abends heim von einem viertägigen Reischen mit Lavater und Matthaei, auf dem ich manche Süßigkeiten des Frühlings in seiner Atmosphäre aufgeschlürft habe. Wir sind bei Dr. Hoze und in Einsiedeln gewesen.“⁷⁾ Aus Weimar hab' ich

⁷⁾ Der Brief, worin Tobler am Anfang des letzten Abschnittes schreibt, daß er gestern von einem viertägigen Reischen mit Lavater und Matthaei zurückgekehrt sei, ist vom 24. Mai 1782 datiert. Allein Tobler konnte dies nur am 25. Mai 1782 schreiben, denn er kehrte mit Lavater Freitag den 24. Mai 1782 abends spät von dem Reischen zurück, das sie Pfingst-Dienstag den 21. Mai morgens um 5 Uhr mit Matthaei ange-

seit meinen an Goethe geschickten Stücken keinen Brief empfangen außer von der alten Herzogin. Vor einem Jahr war mir da bei Ihnen wohl. Nun geh ich dran, ein paar Monate streng zu arbeiten, und dann will ich mich wieder ein wenig losreißen von hier.“ Über seine Arbeit während der Sommermonate 1782, in denen er streng arbeitete, teilte er Knebel in seinem Brief vom 26. März 1783 folgendes mit: „Sie fragen mich nach meinen Arbeiten. Woran ich am meisten Fleiß gewandt habe, ist etwas, das Sie wohl für unnütz erklären würden, und dessen Idee Ihnen wahrscheinlich beim ersten Anblick zuwider wäre, obschon der Geist davon Ihnen in seinen Gängen gewiß nicht fremde sein sollte. Dann habe ich meine Sammlung Epigramme gefeilt, gesäubert, geordnet, und das war artiges Spielwerk.“ Die obigen Andeutungen können auf nichts anderes als auf Toblers Arbeit an jenem Aufsatz über die Natur bezogen werden, der Ende 1782 oder zu Anfang 1783 im Journal von Tiefurt wie die andern Beiträge des Journals anonym erschien, nach authentischen Angaben von Tobler verfaßt ist. — Tobler meinte, dem zum entschiedensten Materialismus hinneigenden Baron von Knebel würde die Naturvergötterung, die sich in dem Aufsatz ausspricht, beim ersten Anblick zuwider sein; bei näherem Zusehen aber würde Knebel seinem Geist vertraute Gedankengänge darin finden. Tobler bezeugt hier selbst, daß der Aufsatz von ihm ist.

Als Knebel anfangs 1783 im 32. Stück des Tiefurter Journals den einfach als Fragment bezeichneten Aufsatz über die Natur las, dachte er nicht anders, als daß Goethe der Verfasser sei. Goethe selbst trat dieser Meinung entgegen. Er schrieb den 3. März 83 an Knebel: „Der Aufsatz im Tiefurter Journal, dessen Du erwähnst, ist nicht von mir, und ich habe bisher ein Geheimnis daraus gemacht, von wem er sei. Ich kann nicht leugnen, daß der Verfasser mit mir umgegangen und mit mir über diese Gegenstände gesprochen hat. Er hat mir selbst Vergnügen gemacht und hat eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können.“ Die Leichtigkeit und Weichheit, womit der „meist leichte und frohe“ junge Mann von „zarter, weicher Konstitution“ das Thema behandelte, eintreten. Demnach begann Tobler noch am späten Abend des 24. Mai den Brief zu schreiben und endigte ihn am 25. Mai. — Matthaei kam von der Tour erst am 26. Mai wieder nach Zürich zurück.

pfahl den Aufsatz zur Aufnahme in das Journal von Tiefurt, das der heiteren Unterhaltung einer erlesenen Gesellschaft zu dienen bestimmt war. Einen nicht geringen Reiz hatte das Infognito der Autoren. Außer Goethe wußte offenbar nur Frau von Stein, daß der Aufsatz von Tobler ist; denn Goethe hatte vor seiner liebsten Lotte kein Geheimnis. Sie lüftete denn auch, während Goethe dem fernen Urfreund den Verfasser in durchsichtiger Verhüllung bezeichnete, den Schleier und schrieb am 28. März 83 an Knebel: „Goethe ist nicht der Verfasser, wie Sie es glauben, von dem tausendfältig ansichtigen Bilde der Natur. Es ist vom Tobler; mitunter war mir's nicht wohlthätig; aber es ist reich.“

Daß Christoph Tobler der Autor des „Fragments“ im Journal von Tiefurt ist, wird endlich auch noch durch die folgende Tatsache erwiesen. In dem Funken-Büchlein des Basler Lavater- und Toblerfreundes Bernhard Huber, das 1787 herauskam, steht über Nr. 89 als Motto ein Zitat aus „Christoff Tobler“, das die folgende Stelle des „Fragments“ im Journal von Tiefurt ist: „Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.“⁸⁾ — Als Tobler im September 1782 die oben erwähnte Erholungsreise nach Straßburg zur Branconi machte, nahm er sehr wahrscheinlich den während der vorangegangenen Sommermonate verfaßten Aufsatz mit, um ihn der schönen Frau und Karl Matthaei, die nach Lavaters Ausspruch beide Thomisten waren, vorzulesen. Auf der Heimreise hielt er sich in Basel auf; da schrieb sehr wahrscheinlich sein Freund Huber den Aufsatz ab.

Fassen wir zusammen, was sich aus der Überlieferung und sonst ergibt! Tobler hat in Straßburg seine erste Übersetzung, die des Sophokles, vollendet, in Weimar den Ion des Euripides und Aeschylus' Perser übersetzt, darauf in Zürich noch im Jahr 1781 seine Übertragung der Orphischen Argonauten fertiggemacht, 1782 den

⁸⁾ Paul Wernle, „Der Verfasser des Fragments Natur im Journal von Tiefurt“ im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten 1920 Nr. 2. Hans Trog, „Zur Verfässherschaft des Fragments über die Natur“, ebenda 1920 Nr. 5 und „Ein Nachtrag zur Frage nach der Autorschaft des Fragments Die Natur“, ebenda 1920 Nr. 13. Heinrich Funck, „Der Aufsatz die Natur in Goethes Werken“ im Feuilleton der Neuen Züricher Zeitung 1922 Nr. 915.

ganzen Januar auf die Vollendung seiner Aeschylus-Übersetzung verwandt, im Februar als Ausruharbeit die griechische Anthologie vorgenommen, im April seine Rhapsodien über Pontius Pilatus verfaßt, im Mai mit Lavater und Matthaei in vollen Zügen den Frühling genossen, in den Sommermonaten die Natur in dem Aufsatz verherrlicht, der Ende 1782 oder zu Anfang 1783 das Journal von Tiefurt zierte, und als Nebenwerk seine Sammlung Epigramme aus dem Griechischen gesichtet und geordnet, von der im „Schweizerschen Museum“ im Märzheft 1785 „Fünfzig der schönsten Blumen aus der griechischen Anthologie“ herauskamen und im Maiheft 1787 „Wieder ein lieblicher Blumenstrauß aus der griechischen Anthologie“ erschien, im September 1782 sich zum Besuch der Branconi nach Straßburg begeben, wo er am Fieber erkrankte. „In Basel lag ich vierzehn Tage“, fährt Tobler in seinem Brief an Knebel vom 26. März 1783 fort, „und kaum war ich zu Hause, so überfiel mich ein neuer Anfall. Dieser ließ mir bis zum neuen Jahr eine Art Mattigkeit, worin ich zu nichts als Wiederkauen tüchtig war.“ Was wiederkaute, übersetzte er da? Orphische Hymnen. Bisher hatte er, wie die obige Übersicht zeigt, an dieser Übersetzung nicht gearbeitet. Sie erschien noch vor seinem Wegzug nach Offenbach im „Schweizerschen Museum“ im März, Juni und Juli 1784 unter dem Titel „Die Hymnen des Orpheus. Aus dem Griechischen.“ Die Vorerinnerung lautet: „Ob Orpheus (der Fabelnamen, der in so verschiedenen Zeiten so ungleichen Sachen hat zum Titel dienen müssen) der Verfasser dieser Hymnen sei, ist nicht die Frage. Die Voraussetzung, welche, sowie sie die natürlichste ist, auch beim Lesen dieser Gesänge am meisten Licht verbreitet und das Vergnügen erhöhen kann, ist diese, daß es Liturgien gewisser griechischer Mysterien gewesen seien, für deren Stifter Orpheus gehalten worden, und deren Endzweck es war, die Eingeweihten von der angenommenen Volksreligion durch sanfte Übergänge in freiere, erhabnere Begriffe hinüberzuführen. Die Kräfte der lebenden wirkenden Natur unter den eingeführten mythologischen Namen zu besingen, ist offenbar der Geist dieser Hymnen. Darum scheinen sie sich zuweilen einer reinen Theologie und ein andermal einer Art Spinozismus so sehr zu nähern. Wenn unsere Leser dabei in dem Gefühle der Ehrfurcht für die geheimen Kräfte der immerwirkenden Natur gestärkt werden und sich gewöhnen, dieselbe sich lebendiger und heiliger zu denken, als

der Ton unserer Zeit es mit sich bringt, so wüß' ich nicht, was dieses schaden könnte. Was die Übersetzung betrifft, so habe ich die Feierlichkeit des Liturgientones beizubehalten und die gedrängte Kürze des Originals nachzuahmen gesucht.“ Wir begegnen hier eben jenem schönen Gefühl für die Natur, das den jungen Johann Georg Müller so sehr für Tobler einnahm und das aus dem die Natur verherrlichenden Prosahymnus so warm zu uns spricht.

Doch kehren wir zum Journal von Tiefurt zurück! Die letzte Prüfung und Sentenz über die Aufnahme der Artikel war der Herzogin Amalie vorbehalten, wobei selbst ihr gegenüber das Inkognito der Autoren gewahrt zu bleiben pflegte. Da die Herzogin an Toblers Handschrift den Verfasser sofort erkannt hätte, sandte Goethe den Aufsatz in einer Abschrift von Seidels Hand ein. Seidels Abschrift ist noch vorhanden; sie ist von Goethe durchkorrigiert. Die Worte: „auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie“ sind, weil Goethe sie durchgestrichen, in die Exemplare des Journales nicht übergegangen.

Als der Herzog die Abschrift 45 Jahre nach ihrer Herstellung aus der „brieflichen Verlassenschaft“ der Herzogin Mutter dem 79-jährigen Dichterkürsten zugehen ließ, war diesem nicht mehr erinnerlich, was es damit für eine Bewandnis hatte. Toblers Aufsatz war dem Dichter längst aus seinem Gedächtnis entschwunden. Er war aber damals bemüht, anonym erschienene Erzeugnisse aus seiner früheren Zeit an das Tageslicht zu ziehen, um sie in die vollständige Ausgabe letzter Hand seiner Werke einzufügen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete er jetzt im Jahre 1828 den „merkwürdigen naturphilosophischen Aufsatz“, der ihm vorzüglich geeignet erschien, in den Ausgaben seiner Werke von den poetischen zu den naturwissenschaftlichen Werken überzuleiten. Der Aufsatz erschien, obwohl Goethe nach des Kanzlers von Müller Ausdruck sich nicht mit voller Überzeugung dazu bekannte⁹⁾, im 10. Band seiner nachgelassenen Werke (= 50. Band der vollständigen Ausgabe letzter Hand) 1833, S. 3—7 zum erstenmal im Druck unter dem Titel „Die Natur. Aphoristisch. Um das Jahr 1780“, die Reihe der naturwissenschaftlichen Schriften eröffnend, und ging von da aus in alle folgenden Gesamtausgaben

⁹⁾ Weimarer Ausgabe von Goethes Werken II, 11, 1893, 330.

über. Am Schluß des Bandes wird S. 251/53 unter der Überschrift „Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz Die Natur“ der Brief mitgeteilt, den Goethe am 24. Mai 1828 an den Kanzler von Müller schrieb. Wir lesen da: „Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet. Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.“ Eine Art von Pantheismus hatte der junge Tobler vor seinem Eintritt in Weimar als seine Lehre dem Studenten Müller in Göttingen verkündet.

Gegen die Auffassung, daß der Aufsatz als ein durchdachtes Programm für Goethes spätere naturwissenschaftliche Forschung anzusehen sei, wendet sich energisch Virchow in seiner Schrift „Goethe als Naturforscher.“ Zu dem Satze „Gedacht hat sie und sinnt beständig“ macht er die Randbemerkung: „Sonderbare Natur!“ Und er setzt den hier vorliegenden Komparativ in den schärfsten Gegensatz zum späteren Superlativ, indem er hinzufügt: „Manches Jahrgang dahin; aber es kam die Zeit, wo die Natur nicht mehr dachte und nicht mehr sann, wo sie nicht mehr durch das Herz sprach, die Zeit der Beobachtung und Forschung, der Zergliederung und Analyse.“ Bei der Stelle gar: „Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolieret, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos“ ruft Virchow aus: „O gewiß, es war eine süße Art von Naturforschung, wenn Charlotte von Stein den Becher der Liebe kredenzte!“ Solchen Spott muß Goethe über sich ergehen lassen, nachdem er den Aufsatz in die Reihe seiner Werke eingefügt. Auch Friedrich Theodor Vischer meinte in seiner Abhandlung „Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes (Goethe-Jahrbuch 4, 1883, 35 f.), daß in dem Aufsatz „Die Natur“ die Stelle: „Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt

man ihr nahe. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos“ den Leser lächeln mache. „Birchows Spott und Bishers Lächeln sind unangebracht“ sagte man, und man wies den großen Naturforscher und den großen Ästhetiker auf den tieferen Sinn hin, der in der Stelle liege. Allein da gibt es nichts zu vergeisteln, nichts zu verphilosophieren. Der Satz „Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos“ verbietet geradezu, der Stelle einen tiefergehenden Sinn zu geben. Die Stelle ist zu nehmen, wie sie dasteht. Sie mußte der vielverliebte junge Tobler in seinem Aufsatz über das Rätsel der Natur bringen, der schmachttende Jüngling, der unaussprechlich glücklich war, wenn er lieben konnte, der in Basel als 19jähriger Hauslehrer in die Mutter seiner Zöglinge verliebt war, in Straßburg die überschöne Branconi leidenschaftlich liebte, in Weimar in die berühmte Schauspielerin und Kammerfängerin Schröter sich verliebte, die so vielen Männern Leidenschaft einflößte, ohne daß je einer sich ihrer Gunst rühmen konnte, in Zürich Frau Drelli sehr zugetan war, der mit 25 Jahren nicht lange vor der Abfassung des Aufsatzes den 24. Mai 1782 an Knebel schrieb: „Mein Herz sehnt sich mehr als noch nie nach voller Zärtlichkeit, in der ich mich unaussprechlich glücklich fühlen würde, und die fast das einzige ist, was mir auf Erden wünschenswert scheint.“

Als Ernst Haefel zum Beleg dafür, daß Goethe einer der ersten Propheten einer monistischen Naturauffassung war, eine besonders charakteristische Arbeit desselben seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ zum Geleitwort geben wollte, da wählte er den Aufsatz „Die Natur“ in Goethes Werken, das ehemalige „Fragment“ im Journal von Tiefurt. Allein mit Naturforschung hat das „Fragment“ überhaupt nichts zu tun. Es ist ein Glaubensbekenntnis, das Bekenntnis eines neuen Naturglaubens, in welchem der Bibelgott seinen Platz der unpersönlichen, übermenschlichen Natur geräumt hat, die Natur die allmächtige, allweise, allgütige Mutter ist. Das Glaubensbekenntnis, das Tobler auf seiner Reise nach Weimar in Göttingen im Religionsgespräch mit dem Theologie studierenden Johann Georg Müller von Schaffhausen ablegte, das er diesem so begeistert verkündete, daß er ihn für seine Lehre ganz gewann, ihn auf wenigstens 14 Tage von seinem alten Glauben verrückte, das Glaubensbekenntnis Toblers,

das nach der Überlieferung in Müllers Tagebuch und Selbstbiographie eine Art von Pantheismus war, dieses Glaubensbekenntnis, Naturbekenntnis, mit dem Tobler, bevor er nach Weimar kam, schon in Goethischen Bahnen wandelte, das in dem „neuen Bethlehem“ unter Goethes persönlicher Einwirkung sich in der eingeschlagenen Richtung weiter entwickelte, dieses Glaubensbekenntnis, Naturbekenntnis kommt in dem Fragment in wuchtigen Sätzen zum Ausdruck.

Da das Werkchen sich nicht in allen Ausgaben der Werke Goethes findet, sei es hier nach dem Text des Journals von Tiefurt abgedruckt:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten: ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, „auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie.“¹⁰⁾ Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzuteilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Uns Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpsheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreichte. Jedes Bedürfnis ist Wohltat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt

¹⁰⁾ In der Handschrift gestrichen und daher in das Journal nicht übergegangen.

sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust. Aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sie richten, tausend stumpf über sie hingehen und nichts sehen und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt, man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange, sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolieret, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trüzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist

und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.“

Zu den Erörterungen von Rudolf Steiner, Max Morris und Hermann Schneider über die Frage nach der Autorschaft und Entstehungszeit des Aufsatzes „Die Natur“¹¹⁾ habe ich mich in meinem Artikel in der Neuen Züricher Zeitung 1922 Nr. 915 geäußert. Max Morris und Rudolf Steiner kannten den jungen Tobler zu wenig, um ihm den „wunderbaren Prolog“ zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften zuerkennen zu können. Morris schließt den Jüngling ganz von der Autorschaft der „grandiosen Rhapsodie“ aus, Rudolf Steiner will dessen Anteil daran als einen „mehr oder weniger wörtlichen Bericht aus dem Gedächtnis“ bezeichnen. Hermann Schneider hält es für wahrscheinlich, daß ein von dem jungen Schweizer verfaßter Profahymnus „Die Natur“ in Goethes Hände kam, der dann von Goethe in seiner Weise umgeformt wurde. Nachweisen läßt sich eine Goethische Überarbeitung an dem Aufsatz nicht; auch verbietet Goethes Äußerung über den Aufsatz gegen Knebel, eine solche anzunehmen. Ich möchte annehmen, daß Tobler auf jener viertägigen Maientour, von der er am Abend des 24. Mai 1782 mit dem Vorsatz heimkehrte, nun ein paar Monate streng zu arbeiten, die Anregung zu dem die Natur verherrlichenden Aufsatz empfing. Nach dem, was Tobler über seine Arbeiten in den Sommermonaten 1782 Knebel am 26. März 83 mitteilte, hat er großen Fleiß an den Aufsatz gewandt. Das sieht man dem gedanken- und bilderreichen Aufsatz auch so an. Tobler schrieb offenbar jeden einzelnen ihm zu seinem Thema beifallenden Gedanken, in ein kühnes Bild gekleidet, auf und zwar fast alle in antithetischer Form. Diese abgerissenen Sätze reihte er zu dem ziemlich lockeren Gefüge, das den Aufsatz ausmacht, aneinander. Wir vermischen in dem Aufsatz eine planvolle Aufeinanderfolge der Gedanken. Von packender Wirkung ist die durchgehende Häufung wuchtiger Antithesen. Tobler liebte die schon von den Alten gern angewandte rhetorische Figur der Antithese. So schildert er z. B. 1780 seinen Prinzipal Diodati in Genf Lavatern mit den Worten: „Fodert unumschränkten Beifall für alles, was er sagt, und kann nicht den

¹¹⁾ Schriften der Goethe-Gesellschaft 7, 1892, 393; Jubiläumsausgabe von Goethes Sämtlichen Werken 39, 1905, 349; Herrigs Archiv 120, 1908, 257.

mindesten Widerspruch leiden. Will über alles eigenmächtig herrschen und hat keine innere Kraft dazu. Sieht alles, was andere für ihn tun, als Pflicht an, und was er für andre tut, als Gnade an . . . Er kann keine meiner guten Eigenschaften schätzen und keine seiner schlechten bessern.“ Lavater aber, an dessen Predigten und Schrifttum Tobler die Wirkung der rhetorischen Figur der Antithese von Jugend auf erlebte, bemerkt in seinem Pontius Pilatus (III, 273): „Natur und Kunst, Beredsamkeit der Welt und des Himmels lieben Gegensätze und Antithesen. Unser Herr selbst liebte sie. Die Liebe dazu liegt in der menschlichen Natur. Man sieht gern das Entgegengesetzte.“

Ich denke, es steht jetzt fest, daß der Aufsatz im Sommer 1782 in Zürich entstanden ist und daß Christoph Tobler ganz allein als Verfasser in Betracht kommt. Aus den Werken Goethes darf der Aufsatz nicht verschwinden. Er muß darin bleiben an dem Platze, den ihm Goethe angewiesen hat.

In Offenbach, wohin Tobler 1784 mit Nanne Rüscher überfiedelte, nachdem in dem genannten Jahr an Lavaters Geburtstag die Hochzeit gewesen, besuchte sie Lavater sowohl auf seiner Reise nach Bremen 1786 als 1793 auf seiner Reise zu den Kopenhagener Geistersehern. Im Jahr 1794 übernahm Tobler eine Pfarrei in seinem Vaterland, in Beltheim. Ulrich Hegner von Winterthur, der in seinen Erinnerungen an Georg Christoph Tobler dem von Straßburg zur Fußreise nach Weimar aufbrechendem Landsmann nachrühmt: „Damals war er ein origineller, kraftreicher, lebenswürdiger Junge,“ fährt ebenda in seiner Erzählung fort: „Nachher sah ich ihn in Zürich oft, wo er von Goethe, mehr als nötig, inspiriert war. Noch öfters dann in spätern Jahren, wo er Pfarrer in Beltheim war, wo schon sein Ingenium praecox (vorzeitig) auf die Reife ging.“